

# Wenn Zigtausende beten

---

Ulrich Woelk (Text)/Bettina Keller (Fotos)

Wie ein großes dunkles Kreuz steht die Transall 5640 der Luftwaffe auf dem Rollfeld des Köln-Bonner Flughafens. Die Heckrampe ist heruntergelassen, und dort, wo sonst Panzer verladen werden, schieben Soldaten Rollstühle in den massigen Leib der Maschine. Gelähmte sitzen darin, manche in Uniformen, andere in Zivilbekleidung. Von Weitem könnten es Verwundete oder Bürgerkriegsopfer sein, doch bei näherem Hinsehen geht alles viel zu unaufgeregt vonstatten: Hier und da wird gelacht, die Gesichter sind entspannt, das Gepäck wirkt privat. Die Transall 5640 fliegt in kein Krisengebiet, das Ziel der Passagiere ist Südfrankreich, ist die alljährlich stattfindende internationale Soldatenwallfahrt nach Lourdes. Dort, so die katholische Überzeugung, ist vor 150 Jahren der Müllerstochter Bernadette Soubirous die Jungfrau Maria erschienen, und seitdem soll es in dem kleinen Städtchen am Nordrand der Pyrenäen immer wieder zu wundersamen Krankenheilungen gekommen sein.

Jahr für Jahr pilgern von Mai bis Oktober fünf Millionen Menschen in den kleinen Ort an der *Gave de Pau*. Die dreitägige Soldatenwallfahrt gibt es seit 1958 und von Anfang an waren nicht nur Soldaten, sondern auch Zivilbedienstete der Streitkräfte und Angehörige mit dabei. Sie leiden an Krebs, den Folgen schwerer Operationen oder haben geistig behinderte Kinder, und alle eint die Hoffnung auf Besserung.

Gut 15.000 Armeeingehörige aus 30 Ländern sind in diesem Jahr angereist, knapp 2.000 davon aus Deutschland. Damit liegt die Bundeswehr an dritter Stelle. Das größte Kontingent mit mehr als 4.000 Pilgern stellen die Franzosen, gefolgt von den Italienern mit 3.500 Gläubigen. Aus den Philippinen und Bénin ist jeweils einer da.

Nicht alle, die kommen, sind auch krank. Für die rund 1.000 deutschen Wehrpflichtigen, denen nichts fehlt, soll Lourdes eine Stätte der Begegnung und Besinnung sein, ein weltoffenes Jugendlager irgendwo zwischen Biwak und Kirchentag. Beim Eröffnungsgottesdienst singen sie: »Laßt uns Friedensstifter sein, und kein Mensch ist mehr allein, denn Gott selbst wird bei uns sein.«



Gefragt, ob sich denn ein so frommes Ritual wie eine Pilgerfahrt mit dem Soldatenberuf – insbesondere jetzt, da durch den Kosovo-Krieg die Konsequenzen militärischen Handelns so drastisch sichtbar werden – überhaupt verträgt, entgegnet der kirchliche Wallfahrtsleiter, Militärdekan Georg Kestel:

Wenn ich eine kritische Frage stellen würde, dann wäre es die nach der Begleitung der Militärpfarrer im Einsatz. Daß während solcher Einsätze hingegen eine Wallfahrt stattfindet, die ja als Friedenswallfahrt entstanden ist, das sehe ich nicht als Problem an.

Lourdes, das glauben fast alle, die hier sind, ist das Gegenteil von Krieg. Hier sind die Uniformen nicht durch Fronten getrennt, sondern durchmischen sich und mehr noch: In einem steten Tauschreigen lösen sie sich allmählich auf. Keine Pistolen baumeln an den Gürteln, sondern Fotoapparate. Drei Tage lang herrscht auf den

Straßen ein militärischer Maskenball. Die Schweizer Garde defiliert in orange-blau gestreiften Kostümen mit Puffärmeln durch den Ort, das irische *pipe-corps* marschiert, gehüllt in eine Wolke aus sägenden Dudelsackklängen, mit honiggelben Röcken durch die Straßen, und zu Füßen der elfenbeinweißen Statue der gekrönten Jungfrau Maria proben die Rumänen mit taubenblauen Käppis und schmucken Reithosen den Stechschritt für die Eröffnungsfeier.

Schwer zu sagen, wie viele Kirchen, Kapellen und Sakralräume Lourdes genau hat – am größten jedenfalls ist die unterirdische Basilika Pius X., im Wallfahrersjargon schlicht Tiefgarage genannt. 25.000 Gläubige haben zwischen ihren nackten Spannbetonpfeilern Platz, und wegen des Kosovo-Krieges wird sie von französischen Spezialeinheiten nach Bomben abgesucht, bevor die Soldaten zur Eröffnungsfeier einrücken. Danach herrscht Endspielstimmung. Die Kroaten auf der einen Seite des Altars liefern sich mit den Slowaken auf der anderen ein La-Ola-Duell, und das hohlspiegelförmige Dach der Basilika bündelt sämtliche Schlachtgesänge mit physikalischer Präzision zu einem infernalischen Dauergebrüll.

Erst bei der Begrüßungsansprache des französischen Militärbischofs Michel Dubost wird es ruhiger. Mit einem Bunsenbrenner werden Schüsseln voller Weihrauch entzündet, im Verlauf der Feierstunde ist häufig vom Frieden die Rede. »Shalom Alejchem« wird ebenso gesungen wie John Lennons »All we are saying is give peace a chance« oder »We shall overcome«. Verkehrte Welt: Während in Deutschland ein grüner Außenminister den Kriegseinsatz befiehlt, singen 15.000 Soldaten die Evergreens aus den besten Zeiten der Friedensbewegung, als hätten sie sich nicht in Lourdes versammelt, sondern auf dem Bonner Hofgarten.

Welche Veranlassung haben Gesunde überhaupt, an einen Ort zu reisen, der für Wunderheilungen berühmt ist? Was immer man in Lourdes dazu hören will, bekommt man auch zu hören. »Das ist mir doch scheißegal, ob das ein heiliger Ort ist«, sagt der österreichische Rekrut, und sein deutscher Kamerad entgegnet: »Ich bin aus religiösen Gründen hier.«

Wie auch immer – die Feldgottesdienste im Zeltlager sind gut besucht. Gepredigt wird ohne Mikrofon und theologische Floskeln, denn Pater Arno liest die Messe, ein hagerer Franziskaner mit zerfurchtem Gesicht und rheinischem Dialekt, der zu Hause in Euskirchen nicht nur Soldaten betreut, sondern auch Häftlinge und Karnevalsvereine. Neben einem in den Boden gebohrten Kreuz aus dünnen Ästen tut er die einfachste aller katholischen Lehren kund: Wir sind alle Kinder Gottes! »Warum soll ich meine Hoffnung anstatt auf die Rente denn nicht darauf setzen können, daß der Herrgott da ist?«, fragt er und sieht die Soldaten an, die auf harten Hockern vor ihm sitzen und zuhören.

Vor Jahren haben wir immer gebetet, daß die Kameraden aus Polen und aus Ungarn oder aus den neuen Bundesländern dazukommen können – gut, die sind jetzt da, aber es ist Krieg. Ein Anliegen zum Beten hat man immer, und der Herr-

gott kann sich nicht die Ohren zuhalten, wenn hier etliche zigtausend Mann sagen: He, Sorge mal dafür.

Gelegentlich hallen Ansagen der französischen Lagerleitung über das Gelände, und Pater Arno beschließt seine Predigt mit einem einfachen Rat: »Wenn Ihr das tut: anständig sein und verzeihen, wird der Herrgott den Rest schon machen.« In dem Moment fällt das kleine Holzkreuz zu seinen Füßen um. Manchmal sitzt dem Herrgott der Schalk im Nacken.

In Lourdes geht es nicht nur ums Beten. »Die abendliche Verbrüderung in Restaurants und Cafés muß in den Rahmen der Wallfahrt passen.« So steht es im Pilgerbuch, das jeder zu Beginn der Reise bekommt. In den Bars sind die Schlangen vor den Männertoiletten ausnahmsweise einmal länger als die bei den Frauen. Unter den deutschen Soldaten erfreut sich das *Café la Terrasse* besonderer Beliebtheit; inzwischen hat sich dort der Maßkrug als Standardbiereglas durchgesetzt. Epaulette an Epaulette sitzen die Wehrpflichtigen und Zeitsoldaten zusammen, stemmen die Bierkrüge in den französischen Nachthimmel und singen: »Ein Prosit der Gemütlichkeit!« Den Iren gefällt das, und auch ein paar Amerikaner, Italiener und Franzosen haben sich eingefunden. Nach Mitternacht erreicht die Stimmung ihren Höhe- und das Liedgut seinen Tiefpunkt. »Steh auf, wenn du ein Deutscher bist!« heißt es jetzt zu einer höllisch einfachen Melodie. Nicht alle erheben sich, aber viele. Zum Beispiel die Franzosen. Für sie ist der nationalistische Schlachtgesang ebenso gut zum Feiern geeignet wie das anschließende »Ruckizucki«.

Auch der Obergefreite Sven Praus aus Pforzheim, ein Kroat mit deutschem Paß, steht auf und singt begeistert mit. Für ihn ist Lourdes schon allein deswegen das Größte, weil er hier so vielen kroatischen Kameraden begegnet. Wenn er von Kroatien erzählt, leuchten seine Augen so blau wie das Hemd seiner deutschen Uniform.

Nicht alle deutschen Soldaten sitzen nach Mitternacht im *Café la Terrasse*. »Lourdes ist die perfekte Mischung aus Kameradschaft, heiliger Geist und Alkohol«, sagt Oberfeldwebel Reinhold Schilk. Es ist drei Uhr morgens und er steht an jener Grotte, in der Bernadette Soubirous einst ihre Vision hatte. Einen Widerspruch zwischen dem tiefreligiösen Charakter des Pilgerns und seinem Beruf sieht auch er nicht. »Wenn das ein Widerspruch wär, wär ich als Soldat nicht hier.«

Hinter ihm schimmert blaß die Edeltahlleitung, aus der das berühmte Lourdeswasser fließt, dem die Gläubigen heilende Wirkung zuschreiben. Man füllt es in Kanister oder kleine Marienstatuen oder benetzt sich Gesicht und Hände damit. Zwar rechnet keiner der Kranken mit einem Wunder, aber Teil der Pilgergemeinschaft zu sein gibt ihnen Kraft. »Das Wunder ist ja schon damit geschehen, daß man so viele nette Kameraden trifft und Leute aus verschiedenen Nationen«, sagt Oberfeldwebel Holger Hohmann, der nach einer Krebsoperation am Rückenmark teilweise gelähmt ist. Und Stabsunteroffizier Markus Bröhl, nach einem Motorrad-

unfall fast blind, ist überzeugt: »Das kann doch einfach nicht nur erfunden worden sein, was hier vonstatten gegangen ist.«



Für die Kranken ist Lourdes Hoffnung, für die Gesunden ein Experiment, eine Erprobung ihrer Existenz unter den Bedingungen der Nächstenliebe. Sie ziehen geistig Behinderte in den allgegenwärtigen blauen Krankenrikschas durch den heiligen Bezirk oder schultern auf Tragen zu viert die Gelähmten den Kreuzweg hinauf. Und sie diskutieren über Gott – dafür gibt es sogar organisierte Gesprächskreise und einen Fragebogen: »Christus, unser Bruder, hat unser Gesicht. Welches Bild vom Vater im Himmel trage ich in mir, im Herzen?« Wegen der vielen Sprachen und der Kniffligkeit des Themas sind die Diskussionen aber zäh: »What's your opinion of the father?«, will einer wissen, und nach einer Weile des Schweigens antwortet ein anderer: »He is the creator of the world and loves all the people.« In der spanischen Gruppe macht man es sich ein wenig leichter: Von dort wehen leise gezupfte Flamencoklänge über das Gelände.

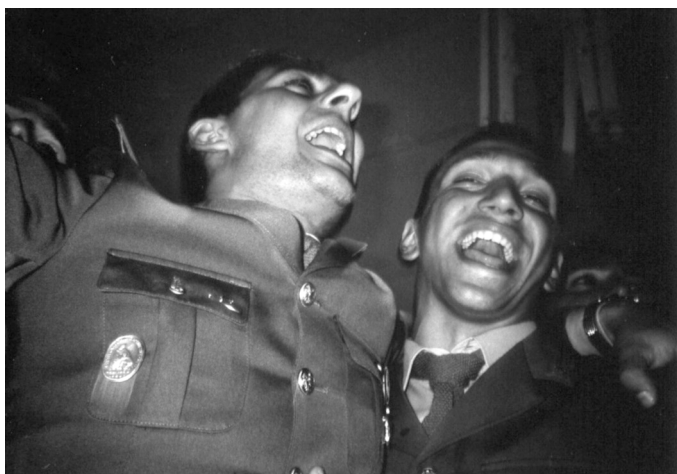
Ranghöchster Würdenträger der deutschen Priesterdelegation in Lourdes ist Erzbischof Johannes Dyba. Sonst eher für markige Sprüche aus der katholisch-konservativen Ecke bekannt, wirkt er bei der Visite im *Accueil Notre-Dame* den Kranken gegenüber unsicher und etwas hölzern. »Die werden den Kreislauf hier schon hinkriegen«, sagt er zu einem bettlägerigen Oberfeldwebel und lässt offen, wen er mit »die« eigentlich meint: die irdischen oder die himmlischen Ärzte. Er hebt die Hände, als wolle er sich verabschieden. »Und jetzt gibts noch den Segen dazu«, sagt er, und der Oberfeldwebel nickt: »Ham 'mer nötig.«

In einem der nächsten Krankenzimmer ertastet die blinde Katharina Dybas goldenes Bischofskreuz. »Ganz schön schwer, das immer um den Hals zu tragen«, überlegt sie. – »Das eigentlich schwere Kreuz«, erklärt er ihr daraufhin, »trägt man

auf dem Rücken«, und zeigt mit einer Handbewegung, die sie nicht sehen kann, dorthin, wo man sich dieses schwere Kreuz vorzustellen hat.



Für die Kranken, egal ob Soldat oder Zivilist, ist das eigentliche Wunder von Lourdes – Lourdes selbst. Das Vorhandensein eines Ortes, der ihnen gehört, in dem es Rollstuhl-, statt Radwege gibt, an dem die Gesunden nur Gäste sind. Militärdekan Michael Weihmayer, ein großer Bayer mit Bürstenschnitt, der in der Personalverwaltung des Katholischen Militärbischofsamtes arbeitet, das die Wallfahrt Jahr für Jahr organisiert, hält die Frage nach der objektiven Realität von Wundern für zweitrangig. Die Besonderheit von Lourdes erklärt er mit einer Mischung aus Drewermannscher Tiefenpsychologie und bajuwarischer Direktheit: »Was haben wir hier? Wir haben Wasser, Wald und eine Grotte. Das ist ein uraltes Symbol für ein weibliches Vaginal.« Und so versinnbildlicht die Vision der Bernadette in seinen Augen einen Geburtsvorgang: Die Geburt des inneren Ichs. Das ist für ihn die Botschaft von Lourdes: Akzeptiere dich so wie du bist! – egal ob krank oder gesund, schön oder hässlich, Zivilist oder Soldat.







Am letzten Tag der Wallfahrt herrscht an der Quelle reger Last-minute-Betrieb. Soldaten kommen, Soldaten gehen – fast hat man den Eindruck, daß es den einen oder anderen Zweifler doch noch gepackt hat. Welche Uniform auch immer sie tragen – für einen Moment stehen sie einer wie der andere da, geduldig und ein wenig andächtig, und warten, bis sie an der Reihe sind. Und wenn sie sich schließlich den Wasserhähnen entgegenbeugen, um ihre kleinen Madonnenfigürchen mit Schraubverschluss zu füllen, dann sieht es so aus, als hätte Pater Arno einfach recht: Wir sind alle Kinder Gottes.

Die Transall, die die Bundeswehr für den Rücktransport der Kranken geschickt hat, ist nicht mit dem üblichen dunklen Tarnanstrich überzogen, sondern so weiß wie die Madonna von Lourdes. Und natürlich witzeln alle: »Ein Wunder!« – Aber bei der Zwischenlandung in Landsberg bei München ist sie dann doch wieder da, die objektive Realität. Der Weiterflug verzögert sich um zehn Minuten, weil im selben Moment der Sarg des Tags zuvor in Albanien verunglückten Sanitätssoldaten eingetroffen ist und umgeladen wird. Die Pietät gebietet es, mit dem Start zu warten, bis der Leichenwagen das Flugfeld verlassen hat. Nach einer Viertelstunde schließlich rollt die Transall auf die Startbahn und steigt langsam aber stetig auf in den wolkenlosen Abendhimmel.